DEBATTE

Wir Asozialen

Ignoranten und Ichlinge bestimmen unseren Alltag, das Klima wird rauer. Was ist los mit uns?

Von Jörg Schindler

Unheimlich wichtig ist es ja auch, im Zug zu sitzen und aller Welt mitzuteilen, dass man im Zug sitzt. „Ich sitze im Zug – Was? – Im Zuhug! – Du, ich versteh dich nur total abgehackt – Was?? – Nein, im Zug, im Zuhuug! – Du, das hat keinen Sinn, ich probier's gleich noch mal."

Wer öfter Bahn fährt, kennt das. Es ist der Normalfall. Ob in Ruhezonen oder nicht, alles muss raus: dass die Geranien noch zu gießen sind, dass die Sandra mit ihrer neuen Frisur bekloppt aussieht, dass Blut im Stuhl noch nichts Schlimmes heißen muss, dass Mandant XY nicht gezahlt hat und wir jetzt mal eine Mahnung rausschicken. Wobei Mandant XY stets mit vollem Namen genannt wird. Ruf. Mich. An. Wofür hat man sonst all die schönen Klingeltöne?

Im Sommer 2010 fuhr ein Intercity von Hannover nach Hamburg, als ein dumpfer Schlag ertönte. Der Zug bremste abrupt, der Zugchef meldete sich stammelnd: „Wir haben gerade jemanden überfahren." Danach herrschte Stille. Aber nicht lange. Während zwei Mädchen anfingen zu schluchzen, saß schräg gegenüber eine Frau, die ihrem Mann ungerührt Kochanweisungen übermittelte: „Du musst zuerst das Fleisch anbraten …" Die Verbindung in diesem Fall war exzellent.

ALAMY / MAURITIUS IMAGES

Graffito in Düsseldorf

Darf man sich über so etwas aufregen? Ist das nicht intolerant? Andererseits zeigen Umfragen: Die meisten Deutschen fühlen sich zunehmend von ihren Mitmenschen genervt. Die Arbeiterwohlfahrt meldete 2011: 84 Prozent sehen Deutschland auf dem Weg in ein Land voller Egomanen. Sich selbst freilich haben die wenigsten etwas vorzuwerfen. Die Deppen sind immer die anderen.

Dabei ist es doch so: Wo immer man hinkommt, die Rüpel sind schon da. Menschen fahren Menschen beinahe über den Haufen und zeigen ihnen anschließend noch den Mittelfinger. Menschen plärren im Kino und zischen, wenn sich einer beschwert: „Setz dich doch woanders hin!" Menschen reservieren in der Sauna fröhlich ihre Liegen, indem sie ihr Handtuch auf das Schild legen: „Bitte nicht reservieren."

Menschen aller Schichten, jeden Alters, jeden Bildungsgrads sind von einer merkwürdigen antisozialen Seuche befallen. „Es sind Millionen. Alte und Junge, Frauen und Männer, Westler wie Ostler haben sich im ‚Verein zur Verwahrlosung der Sitten und Gebräuche' in die Mitte der Gesellschaft gepöbelt", schreibt der Publizist Michael Jürgs. „Vereinszweck: Kante statt Kant." Sozialforscher sehen den Kitt der Gemeinschaft bröckeln. Verhaltensforscher sprechen von einer bemerkenswerten Unfähigkeit, auf andere zu- oder einzugehen. Hirnforscher warnen, dass die sozialen Zentren in unserem Hirn allmählich verkrüppeln.

Lehrer können ein Lied davon singen. Der Zustand, in dem sie ihre 17- und 18-Jährigen antreffen, sei erschütternd, sagt eine Darmstädter Berufsschullehrerin: „Die wissen nicht, wie man sich in Gesprächen verhält. Die wissen nicht, wie man jemanden ausreden lässt. Die wissen nicht, dass man in Bewerbungsgesprächen Jacke und Mütze ablegt. Und wenn man es ihnen sagt, machen sie es trotzdem nicht, weil das wahnsinnig uncool ist." Ihre Schüler, so die Lehrerin, beachteten Regeln vor allem deshalb nicht, „weil sie die Regeln schlicht nicht kennen".

Das kriegen wir hin, dachte sich die Berliner Kulturmanagerin Miriam Hanke, als sie 2008 ihren neuen Job als Benimmlehrerin antrat. Ein Beruf mit Zukunft. Seit zehn Jahren setzen immer mehr Schulen Anstand auf den Stundenplan. Auf ihrer ersten Station, einer Hauptschule in Charlottenburg, traf Hanke auf Jugendliche, die Unterricht als Gleitzeitmodell begriffen. Man tröpfelte so rein, telefonierte im Unterricht, beschimpfte sich aufs Herzlichste, erörterte die neueste Haarmode und ignorierte gewissenhaft die Lehrkraft, eine junge Frau, so Hanke, „die bereits zerbröselt war".

Was sie dann doch überraschte, war, dass es auf dem Gymnasium ganz ähnlich zuging – nur mit verfeinerten Methoden beim Piesacken von Klassenkameraden und Lehrern. In einer schulischen Kleinpopulation im schicken Berliner Zehlendorf seien schwächere Schüler von stärkeren regelrecht zu Sklaven abgerichtet worden. „Die wurden losgeschickt, damit sie mit ihrem eigenen Geld Brötchen für die anderen kaufen", sagt Hanke. „Auch dort fehlt den Schülern jedes Verständnis dafür, dass sie Teil einer Gemeinschaft sind."

Am Ende waren es jedoch die Eltern, die Miriam Hanke einsehen ließen, dass sie auf verlorenem Posten steht. Im Sommer 2011 war sie dabei, als der Rektor eines Hochbegabten-Gymnasiums drei Elternpaare zu sich rief. Drei Elfjährige hatten ein Facebook-Profil ihres Mathe-Lehrers gefälscht und mit Hardcore-Pornos gespickt. Im Krisengespräch lehnte es eine Mutter ab, ihren Sohn zu einer Entschuldigung zu drängen. Die Sache sei doch witzig. Sie finde es phantastisch, was ihr Sprössling schon alles könne. Das war der Moment, als Miriam Hanke aufgab.

Der Moment, als Bodo Brandt-Chollé einsah, dass es so nicht weitergeht, war im September 2011. In Friedrichshain war gerade ein Spiel der Berliner Senioren-Landesliga frühzeitig zu Ende gegangen: Weil er eine rote Karte als ungerechtfertigt empfand, schickte ein Kicker den Schiedsrichter mit einem Faustschlag ins Krankenhaus. Wie überhaupt die vergangene Saison eine ungewöhnliche war für die Männer in Schwarz. Überall in der Republik meldeten sich – im Wortsinne – niedergeschlagene Schiedsrichter ab.

Früher habe man auch mal verlieren können, sagt Brandt-Chollé, der dem Schiedsrichterausschuss beim Berliner Fußball-Verband vorsitzt. „Heute will das keiner mehr.“ Und wenn, dann ist aber was los auf dem Rasen. Weil der Zorn nun mal eine Zielscheibe braucht, erwischt es zusehends die Männer mit der Pfeife. Da trifft man stets ins Schwarze.

„Die Hemmschwelle ist niedriger geworden, die Brutalität gewachsen“, sagt Brandt-Chollé, der sich vor allem über Eltern wundert. Der Sportwissenschaftler Gunter Pilz wollte es einmal genauer wissen und schickte Studenten mit Mikrofonen zu einem Jugendturnier. Was sie aufzeichneten, glich einer Anleitung zum Bürgerkrieg. „Mach ihn fertig!“, „Tritt ihn um!“, geiferten die Erziehungsberechtigten. Eine Mutter, außer sich über die Unzulänglichkeiten ihres siebenjährigen Sohns, schrie gar: „Spiel endlich richtig, du Kackarsch-Mongole!“

Die Pöbelkultur auf dem Fußballplatz spiegele indes auch nur eine Gesellschaft wider, „in der derjenige etwas ist, der etwas hat und etwas kann“, sagt Pilz. Insofern werde auf dem Rasen „ein zentraler gesellschaftlicher Konflikt ausgetragen“.

Rüpel, Aggressoren, Faustrechthaber: Es werden, so scheint es, mehr. Statistisch nachweisen lässt sich das nur schwer. Rumpöbeln und Egoismus sind keine Straftatbestände. Aber die Fülle an Anti-Mobbing-Projekten und Kampagnen gegen Verkehrsrowdytum, der Boom von Benimmkursen, die sich häufenden Berichte über Flegel im Internet zeigen: Etwas liegt da im Argen. Was ist los mit uns? Die Stiftung für Zukunftsfragen spricht von einer hilflosen Gesellschaft, in der die Menschen immer häufiger neben- statt miteinander lebten.

Übertrieben? Nicht unbedingt. Auch in Deutschland ist das sogenannte Sozialkapital – die Summe dessen, was Menschen mit Menschen den lieben langen Tag mit- und füreinander tun – in den vergangenen Jahrzehnten drastisch geschwunden. Von den 15 wichtigsten Freizeitaktivitäten der Deutschen erfordern nur noch zwei den leibhaftigen Kontakt mit einem Gegenüber. Man beschäftigt sich mit seinem Partner oder der Familie, wenn man denn hat. Ansonsten aber bleibt der Einzelne lieber mit sich allein. Von „Cocooning 4.0“ sprechen Sozialforscher – Isolation in der eigenen kleinen Welt.

Da hilft auch kein Internet. Die Sozialwissenschaftlerin Sherry Turkle hat für ihr Buch „Verloren unter 100 Freunden“ Menschen befragt, was das Netz mit ihnen macht. Sie stieß auf ein Heer von Verunsicherten. Im virtuellen Raum grassiere Misstrauen und die Angst davor, was andere mit den Informationen aus dem eigenen Intimleben anstellen. Ein vor lauter Netzwerkerei erschöpfter Student stöhnte: „Es muss schön gewesen sein, als man Menschen einfach kennenlernen konnte, indem man mit ihnen sprach.“

Vertrauen, das wichtigste Schmiermittel für soziales Miteinander, kann so nicht wachsen. In einer aufsehenerregenden Studie kamen die Epidemiologen Richard Wilkinson und Kate Pickett 2009 zu dem Schluss, dass in den reichsten Nationen der Erde Argwohn und Zwietracht die Gesellschaft prägen.

Das gilt besonders für Leute, die, notgedrungen, Tür an Tür hausen. Jedes Jahr werden in Deutschland rund 9000 Nachbarschaftsstreitigkeiten von Amtsgerichten entschieden – die tatsächliche Zahl dürfte viel höher liegen. „Aus unserer Sicht gibt es eine eklatante Zunahme von Fällen“, sagt Holger Becker, der Sprecher des Verbands Deutscher Grundstücksnutzer. „Das Lustigste, das ich erlebt habe, war jemand, der Katzenkeramiken aufgestellt hat, um den Nachbarhund zu ärgern.“ Wie überhaupt Tiere niederste Instinkte wecken. In Thüringen wurde ein Mann von der Nachbarskatze derart in Rage gebracht, dass er sie kurzerhand entführte. Tags darauf fand die Besitzerin das Fell des Schmusetiers wieder. Es hing am Gartenzaun, dazu ein Zettel mit der Aufschrift „Bin baden!“

So nimmt der tägliche Bürgerzwist seinen Lauf. Und das Interessante ist: Die Deutschen sind es eigentlich selber leid. In Umfragen beschweren sich immer mehr Bürger über soziale Kälte. Fragt man sie, wonach sie lechzen, antworten sie: Hilfsbereitschaft (64 Prozent), Freundschaft (66 Prozent) und vor allem soziale Gerechtigkeit (74 Prozent). Gut möglich also, dass Joachim Gauck an einem Großteil der Deutschen vorbeipräsidiert: Die Freiheit, die er predigt, spielt nur für 49 Prozent eine entscheidende Rolle – weit mehr wünschen sich, dass es fair und gemeinschaftlich zugeht. Dumm nur: Das Gegenteil ist der Fall. Die OECD warnt, nirgendwo habe sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Schere zwischen Arm und Reich schneller geöffnet als in Deutschland.

> Jeder muss sehen, wo er bleibt. Von der Gemeinschaft bleibt nur noch das Gemeine übrig.

Das könnte den Nutznießern eigentlich egal sein. Kann es aber eben nicht, sagen die Epidemiologen Wilkinson und Pickett. In ihrem Buch „Gleichheit ist Glück“ haben sie nachgewiesen, dass in Gesellschaften mit dem größten Maß an Einkommensungleichheit so gut wie jede soziale und gesundheitliche Heimsuchung signifikant weiter verbreitet ist als in gleicheren Nationen. Überall dort, wo die Pole auseinanderdriften, nehmen Aggression und Gewalt zu, steigt die Zahl der Bildungsversager, sinkt die Lebenserwartung, werden mehr Menschen depressiv. Und die Probleme treffen nicht etwa nur die Abgehängten, sie treffen auch diejenigen, die sich alles leisten können. Dazu passt, dass inzwischen 90 Prozent der Deutschen den sozialen Abstieg fürchten. Im Statuswettkampf, der daraus folgt, muss jeder sehen, wo er bleibt. Von der Gemeinschaft bleibt dann oft nur noch das Gemeine übrig.

Wie schön, dass es wenigstens eine Arznei gegen Asozialität gibt. Der Botenstoff Oxytocin nämlich baut Stress in unserem Hirn ab und fördert prosoziales Verhalten. Eine Firma in Florida füllte das Mittel vor einigen Jahren in Flaschen und verkauft es seither als „Liquid Trust“: ein Spray, das Menschen wieder menschlicher machen soll. Jüngere Studien allerdings melden Zweifel an der Wirksamkeit des Sozial-Wässerchens an. Und: Die Substanz gibt’s nicht als Schnäppchen, ein winziges Fläschchen kostet knapp 40 Euro.

Sich hin und wieder mal zu benehmen käme günstiger. Aber in der Rüpel-Republik gilt halt: Was nichts kostet, ist nichts wert. Man könnte es eine Faustformel nennen.

Jörg Schindler: „Die Rüpel-Republik – Warum sind wir so unsozial?“, Scherz-Verlag, Frankfurt am Main; 253 Seiten; 14,99 Euro.